"Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor(en): **Franck, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 38

PDF erstellt am: **30.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645182

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 22. September 1934

Herbst. Von Walter Dietiker.

Aus grünem Laube drängen Fruchtgehänge,
Die Welt ist milden Sonnenglanzes voll.
Die Tage sind wie heilige Gesänge,
Erfüllung ist, und goldne Reife schwoll.

Und reicher Baum bin ich bei reichen Bäumen,
Und lichter Gang bin ich mit dir, o Tag —
Und hier wie dort und auch in meinen Träumen
Gelöster Früchte leiser Fall und Schlag.

„Wippwapp". Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 12

Wenige Minuten später kam die Frau des Maurerpoliers in die Stube. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schalt ihren Mann: Wie er die Zeitung weiterlesen könne, wenn Besuch da sei? Und noch dazu mit den Füßen am Ofen! Ob er sich denn gar nicht schäme?

„Vör den'n dor? Nee!" entschied Willem.

Ja, er sei, im Gegensatz zu seinem Freund, immer ein Flegel gewesen und werde es bis zu seinem letzten Puster bleiben! keifte die Frau. Deswegen wohnten sie auch in den Baracken und würden bis zu ihrem Lebensende in den Baracken wohnen müssen. Denn ohne gebildete Benehmigung käm man heut nicht durch die Welt. Das sehe man deutlich an Micheelsen. Der hätt' lange Jahre auf der Hohen Straße gewohnt. Und jetzt sei er sogar ...

„Häringsbaron!" warf Willem dazwischen.

.... sogar Rentier, wohin sie es niemals bringen würden.

Gust begann mit der Frau des Maurerpoliers, damit die eheliche Auseinandersetzung sich nicht auswüchse, ein Gespräch über den Schneesturm.

Mehrfach rief Willem, ohne von seiner Zeitung aufzusehen: „Schscht, dor achter!"

Dann dämpften die Besitzerin des Hauses und der zu Besuch darin weilende Rentier ihre Stimmen.

Als Willem endlich seine Zeitung ausgelesen hatte, faltete er sie sorgfältig zusammen. Nun erst nahm er seine Füße vom Ofen und zog die Holzpantoffel an. Mit lautem Geklapper schlurfte er über den sandbestreuten Fußboden zur Tür. Dort legte er die Zeitung in die holzgeschnitzte Zeitungsmappe, durchquerte das Zimmer und setzte sich auf das Sofa.

Sofort wieder aufstehn! befahl die Frau, die erst jetzt inne wurde, daß Gust am Fenster auf dem Stuhl vor ihrer Nähmaschine saß. Aufs Sofa gehöre der Besuch!

„Harr hei sick jo dorhenn setten künnt", gab Willem sitzenbleibend zur Antwort.

Sie wär allerdings mancherlei an ihm gewohnt, zeterte die Maurerpolierin, aber solche Flegelei sei ihr doch lange nicht vorgekommen. Im Augenblick stehe er auf und räume Gust — vielmals Entschuldigung! — räume Herrn Rentier Micheelsen den Platz. Aufstehn, oder sie verlasse eilenden Fußes das Zimmer!

„Maak, dat du ruutkümmst", entschied Willem.

Hochroten Kopfes verließ die Maurerpolierin das Zimmer.

Als die beiden Jungendfreunde allein waren, begann Gust wieder von dem Schneetreiben draußen zu sprechen.

„Snack keen dumm Tüg!" fiel Willen ihm in die Rede.

Was er damit sagen wolle? verlangte der Zurechtgewiesene zu wissen.

Einfach, lautete die Antwort des Unbeirrbaren. Wenn er bei einem Bau auf dem Gerüst stehe, sei der Schnee, der im März zu spät oder im Oktober zu früh komme, für ihn die wichtigste Sache von der Welt. Jetzt im Januar, wo sie Schicht gemacht hätten und er in der Stube auf dem Sofa sitze, dürfe es draußen schneien, soviel es wolle. Er wisse nicht, was ihm gleichgültiger sei.

Aber deswegen könne man doch mit einigen Worten von dem Wetter reden. Zumal wenn es so ungewöhnlich stark schneie wie heute abend.

Um vom Wetter mit ihm zu schnacken, sei Gust sicher nicht in die Baracken gekommen, behauptete Willem.

Das klinge beinah, suchte der Bedrängte auszuweichen, als ob er wisse, weswegen er da sei.

Wenn der Has im Frühling durch den Zaun in seinen Garten krieche, dann wisse er: Salat will der Spitzbub haben. Wenn der Has aber im Herbst seinem Garten von neuem einen Besuch mache, nachdem er sich den ganzen Sommer nicht darum gekümmert habe, dann wisse er: Kohlköpfe in Gefahr! Er brauche also kein gelehrter Professor zu sein, um mit der Brille zu entdecken, was dieser Abendbesuch auf sich habe.

Es hätte allerdings mit seinem Besuch eine besondere Bewandtnis, mußte Gust zugestehen.

„Ruut mit'n Ladstock!" kommandierte Willem.

In drei Wochen sei bekanntlich Bürgerausschußwahl —

„Wat heww ick seggt: Kohlköpp söcht dei Haas!" triumphierte der Maurerpolier und lachte aus vollem Halse.

Als das Gelächter Willems sich gelegt hatte, eröffnete Gust seinem Jugendgenossen: Nur sie beide kämen als Sieger bei der Bürgerausschußwahl in Frage. Der dritte Kandidat werde kein halbes Dutzend Stimmen erhalten. Aber wenn seine eignen Aussichten auch viel größer wären als die Aussichten Willems — auf 220 zu 120 werde das Stimmenverhältnis allgemein geschätzt —, ob sie wirklich der Stadt das Schauspiel eines Kampfes zwischen zwei alten Freunden geben wollten? Nein! Nicht wahr? Also liege es auf der Hand, daß einer von ihnen freiwillig zurücktreten müsse.

„Ganz min Meenung", pflichtete Willem seinem Besucher bei.

Es freue ihn, fuhr Gust fort, daß sie über diese grundsätzliche Frage derselben Meinung seien. Im übrigen bedeute das diesjährige Zurücktreten ja keinen endgültigen Verzicht. Wenn er erst einmal im Bürgerausschuß drin sei, werde er alles daran setzen, daß nächstes Jahr der beste seiner Freunde, daß sein einziger Freund hineinkomme.

„Umgekehrt: Ick warr dorvor sorgn, dat du anner Johr rinkümmst!" belehrte Willem seinen Jugendfreund.

„Wieso?" fragte Gust, der nicht sogleich begriff.

„Du häst mi doch äbn seggt, dat du vezichten wißt!"

Gust bedeutete seinem Widersacher, daß er sich in einem entscheidenden Irrtum befinde. Gust bat, verlangte, forderte: Verzichten. Gust ließ durchblicken, daß es ihm auf eine Entschädigung — keineswegs jetzt, auch nicht gleich nach der Wahl, sondern wenn die Sache vergessen sei — nicht ankommen solle.

Willem blieb bei seinem: „Giwwt nich!" Willem war allen Gründen unzugänglich. Willem erwies sich für jede Form des Bittens taub. Willem ließ sich auch durch das Angebot der Entschädigung nicht verlocken. Als Gust ihm versicherte, daß infolge seiner angesehenen Stellung in der Stadt jede Gegenkandidatur aussichtslos sei, wieviel mehr die Kandidatur eines Barackenmannes, antwortete Willem: „Wenn du din Saak sicher büst, wat hett di hierherdräwn?"

Da ging Gust zum Angriff über: Der Freund wolle also den Kampf vor aller Welt?

„Wenn du nich vezichst, mütt wi uns woll bi dei Ohren kriegn!" lachte Willem.

Schön, falls er es nicht anders wolle, könne er den Kampf haben. Aber dann auch den Kampf in der allerschärfsten Form! Wenn es dabei Wunden gebe, so habe er es sich selber zuzuschreiben.

„Man tau!" sagte Willem.

Also, holte Gust aus, nach den geltenden städtischen Gesetzen dürften nur unbescholtene, selbständige Bürger in den Bürgerausschuß gewählt werden. Ein Maurer aber wäre kein selbständiger Handwerker.

Maurerpolier sei er, nicht Maurer! parierte Willem.

„Auch ein Maurerpolier ist kein Meister, sondern ein in fremden Arbeitsdiensten Stehender, der seine Entlohnung zu derselben Zeit und in derselben Form erhält wie der Straßenkehrer, den niemand für den Bürgerausschuß aufstellen wird."

Die Beamten kriegten ihr Geld genau wie er in regelmäßigen Abständen, verteidigte der Maurerpolier sich, und es seien schon zwei von ihnen in den Bürgerausschuß gewählt.

„Alle Monat erhalten sie ihr Geld, nicht wie du jede Woche. Niemand darf sie kündigen, was dir Samstag für Samstag passieren kann. Nicht ein einziger in Lohndiensten Stehender befindet sich im Bürgerausschuß."

Dann sei er der erste, meinte Willem treuherzig.

„Das werde ich nicht dulden!" schrie Gust.

Was er dagegen machen wolle?

„Die alten Gesetze sind nicht aufgehoben, also haben sie Gültigkeit. Nach dem Stadtrecht von 1823 darf nur ein freier Bürger in den Bürgerausschuß gewählt werden, nicht aber jemand, der bei einem Bürger der Stadt in bezahlten Diensten steht. Wenn du dieses Jahr verzichtest, will ich nächstes Jahr ein Auge zudrücken, und wo kein Kläger ist, da ist bekanntlich auch kein Richter. Wenn du aber nicht verzichtest, dann werde ich das Ministerium durch einen eingeschriebenen Brief auf die Uebertretung der noch geltenden Stadtverordnung hinweisen, und das Ministerium wird entweder deine Aufstellung vor der Wahl untersagen oder, falls der Beschluß so schnell nicht herauskommt und du gegen alle Erwartung gewählt werden solltest, hinterher die Wahl für ungültig erklären."

„Wenn du den'n Angäwer speelst, kriegst du't mit mi tau daun!" kam Willem nun doch auf seinem Sofa hoch.

„Du hast den Kampf gewollt!" versicherte Gust. „Ich habe dir vorher gesagt, daß es hart auf hart dabei gehen würde."

„Kannst du eegentlich keen Plattdütsch mähr?" wollte der aufgebrachte Maurerpolier Wilhelm Drebitz von seinem in den Baracken Haus an Haus mit ihm aufgewachsenen Jugendgespielen wissen.

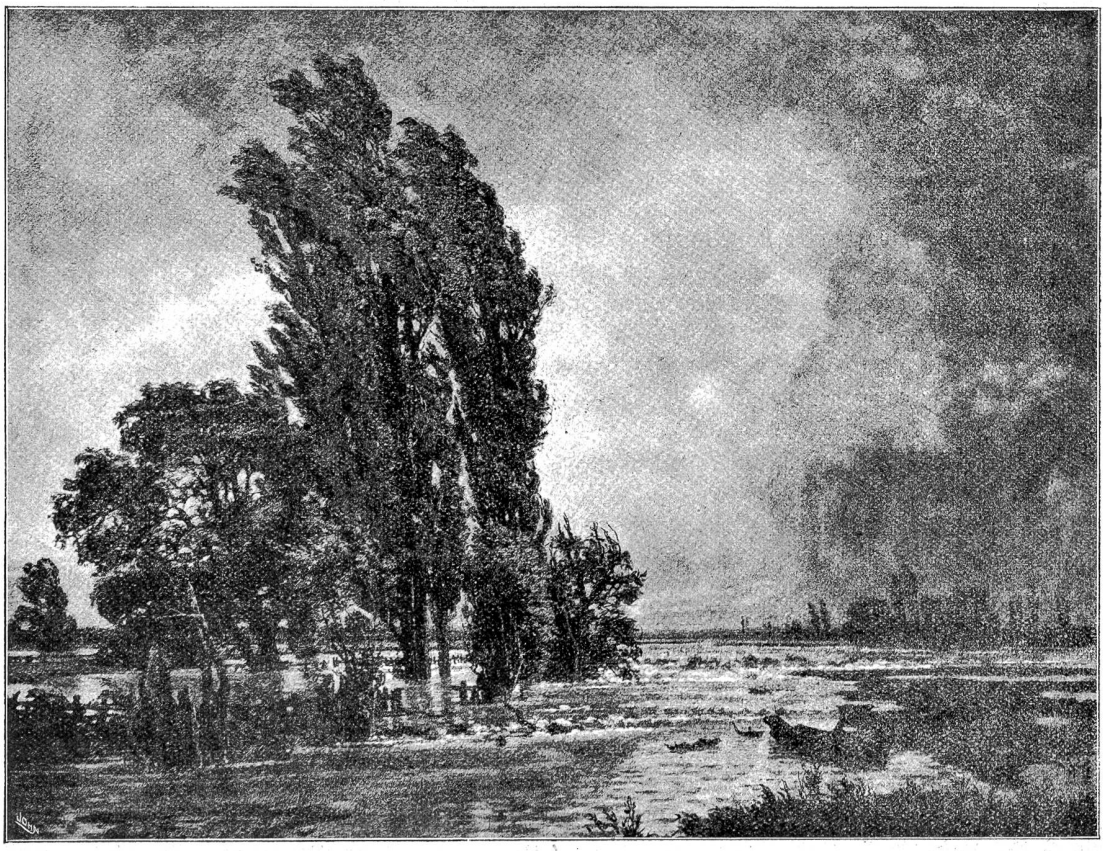
Das sei ein neuer Grund gegen Willems Kandidatur, trumpfte Gust. Er selber könne allerdings Plattdeutsch und Hochdeutsch. Aber Willem bringe keinen einzigen Satz aus richtigem Hochdeutsch zusammen. Was er mit seinem Plattdeutsch im Bürgerausschuß wolle? Der Bürgermeister und die beiden Senatoren würden ihn auslachen, wenn er zum erstenmal seinen Mund aufmache.

„Tau'n Räden is dei Worthöller dor", erklärte Willem, „un bin'n Awwstimmen is't min Hand nich antauseihn, öb ick nein oder nee segg. Dat Ja is sowieso up Plattdütsch und Hochdütsch gliek."

Stundenlang rang Gust mit seinem Freund Willem um den Verzicht auf die Kandidatur zum Bürgerausschuß. Im-

mer ausschweifender, ungehemmter, heftiger wurden die Worte des Rentners aus der Ackerstrasse. Immer kürzer, kantiger, knuffiger kamen die Erwiderungen des Maurerpoliers vom Sofa her. Wie zwei Jungen, von denen der eine seinen Gegner wahllos mit Sand, mit Schlamm und Dreck bewirft, der andere nur selten mit der Rechten zu Boden langt, dann nach einem Knüppel, einem Kiesel, ja schließlich nach einem Stein sucht und zielt, ehe er zuwirft, rangen die beiden Männer um den Sitz im Bürgerausschuß.

Als es Mitternacht schlug, waren aus den zwei langjährigen Jugendfreunden Todfeinde geworden.



Adolf Stäbli (1842—1901): Ueberschwemmung.

Ohne Willem die Hand zu geben, ohne ihm auch nur einen Gruß zuzurufen, verließ Gust das Haus in den Baracken, wo er nicht nur kein Verständnis für seine friedlichen Absichten gefunden hatte, sondern angegriffen und verdächtigt, beschimpft und besudelt worden war. Voll Wut über die Dummheit und Verbohrtheit des Zurückgebliebenen, der es nicht besser verdient hatte, als daß er noch immer um Tagelohn in fremden Diensten stand, warf er die Flurtür mit einem Knall hinter sich zu.

„Watt hewwt ji unternanner hatt?" schoß eine Minute später, von dem Knall aufgeweckt, die Maurerpoliersfrau, angetan mit Nachtjacke und Nachtmütze, ins Zimmer.

„Nix, wat Fruugnslüüd angeiht!" antwortete Willem.

„Wedder Politiiik?" kreischte die Abgewiesene.

„Scheer di in't Bett!" befahl der Maurerpolier.

Die Angeschriene wußte, daß es gegen dieses Kommando keine Auflehnung gab, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß der Mann auf dem Sofa, der ihr angetrauter Mann war, sich im nächsten Augenblick zur Erde bückte, seinen Holzpantoffel ergriff und in die Richtung warf, wo sie stand. Sie sagte also kein Wort mehr, nicht einmal: „Good Nacht!" oder gar: „Kümmst du ook bald?" Als ob nicht sie, sondern ihr Geist im Zimmer gewesen wäre, verschwand sie so leise wie nur möglich hinter der Tür zur Schlafstube.

Eine Weile blieb Willem brütend auf dem Sofa sitzen, dann schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Kuppel der Petroleumlampe klirrte, sagte: „Nu grad, Gust!", stand auf, ging in die Kammer und kroch zu seiner schlafenden Frau ins Bett.

Als Gust durch das Schneegestöber, das nun in der Tat so dicht geworden war, daß er kaum noch seine armlang vom Leib fortgehaltene Hand hätte sehen können, aus den Baracken zu der Ackerstraße seinen Weg gefunden, sich durch Trampeln, Armschlenkern, Klopfen gesäubert und in das Schlafzimmer des ersten Stocks begeben hatte, lag Rikelchen, seiner wartend, noch wach im Bett.

Wie ein Tiger im Käfig begann Gust, unbekümmert um die darunter wohnenden Viehhändlerleute, in dem Schlafzimmer auf und ab zu rennen, im großen Bogen um das nebeneinander stehende eheliche Doppelbett herum. Dabei strömten, schäumten und brausten seine Worte unaufhörlich; teils wahrheitsgetreuer Bericht über den Abend in den Baracken, teils Ausgeburten seiner zorngesegneten Phantasie, bald vernünftige Schilderungen und sachliche Beurteilungen der Vorgänge, bald haltlose Verdächtigungen und ungezügelte Beschimpfungen des verbockten, beschränkten Maurerpoliers.

Rikelchen ließ Gust rennen und reden, soviel er wollte. Sie wußte, wenn das Wehr seiner Wut aufgegriffen war, bedurfte es geraumer Weile, bis der überstaute Schwall verströmte. Jedes zu dieser Zeit von ihr gesprochene Wort wurde durch die Worte Gusts mit fortgerissen, wie Steinchen, die ein Knabe in schäumendes Wildwasser wirft.

Als Gusts Gänge um das Doppelbett langsamer und beruhigter wurden, seine Sätze sich nicht mehr überstürzten, sondern gleichmäßig dahinflossen, fragte Rikelchen: „Lohnte es, um einen Sitz im Bürgerausschuß eine Lebensfreundschaft aufs Spiel zu setzen?"

„Willem und ich waren niemals Freunde!“ schäumte Gust auf. „Nachbarskinder, Spielgefährten — ja. Freunde — nein!“

„Ich wüßte niemand in der Stadt, der dir näher steht“, verteidigte die im Bett Liegende sich.

„Mein Freund ist Willem trotzdem nicht eine Stunde lang gewesen.“

„Wir wollen uns nicht um Worte streiten, Gust. Also laß mich meine Frage so stellen: Lohnt es das, was Willem dir sechzig Jahre lang gewesen ist, um einen Bürgerausschußsitz aufs Spiel zu setzen?“

„Es ist die höchste Ehre, die die Stadt, nach den beiden Senatorsposten, zu vergeben hat!“ rief Gust, wieder heftiger die Betten umrennend, seiner Frau zu.

„Trotzdem frage ich zum drittenmal, frage es mit vollem Bedacht: Lohnt es?“

„Stehst du etwa wieder einmal, wie immer, wenn es sich um einen Kampf handelt, gegen mich? Springst du auch diesmal, statt mir zu helfen, meinem Widersacher bei?“

„Ich habe eine Frage an dich gerichtet und die Antwort — das ‚Ja, es lohnt!‘ oder das ‚Nein, es lohnt nicht!‘ — dir überlassen.“

„Deine Frage enthielt bereits die Antwort. Deine Antwort!“

„Das bin ich nicht gewahr geworden. Aber wenn du damit recht hast — und fast scheint es —, was gibst du mir dann zur Antwort?“

„Daß ich fünfundzwanzig mit der Peitsche verdiene, rechts und links um die Ohren, ganz gleichgültig, wohin der Schlagende trifft.“

„Warum?“

„Weil ich mit dir über Dinge geredet habe, von denen man nicht mit euch reden soll, da ihr Frauensleut so wenig davon versteht wie die Ziege vom Choralsingen, über öffentliche Angelegenheiten nämlich, über die städtischen Verwaltungssorgen, über Politik.“

„Gust —“

„Halt den Mund!“

Mit einem Ruck, daß er einen Teil der Messingkette in der Hand behielt, zog Gust den Z-Ring des Gasglühlichts nach unten. Fauchend verlosch die Flamme. Im Dunkeln riß der Wütende die Kleidung von sich herunter, schleuderte sie zu Boden und warf sich einige Sekunden später krachend ins Bett. (Fortsetzung folgt.)

Scheidender Sommer.

Von Edgar Chappuis.

Ein letzter Sommerglanz auf Wald und Flur.
Das bunte Kleid verblaßt in welken Farben.
Und mit dem Schwinden letzter voller Garben
Legt Wehmut sich auf die Natur.

Am Bachesrand, wo viele Blümlein sprossen,
Dort um das Gras, des Sommers Zauber stirbt.
Ein letzter Sonnenstrahl um Wärme wirbt,
Wo einst die Welt der Fülle Licht genossen.

So schwindet sacht, was Sommers stolze Fülle
Verschwenderisch auf Berg und Tal gestreut.
Und was das leichtbewegte Herz erfreut,
Stirbt und erblaßt in feuchten Nebelhüllen.

Tessiner Herbst.

Von Edgar Chappuis.

Wenn das herbstliche Gold der Buchen von den Höhen in die Täler niedersteigt, wenn in den Weinbergen der süße Duft schwellender und reifender Blautrauben liegt und sich wie ein Nebel von Wein und Lebensfreude über das schöne Land breitet, ist die rechte Zeit zu einer Fahrt ins Tessiner Land gekommen.

Noch einmal so leuchtend und sonnig sind dann die Farben der Landschaft, und die kristallklare Fernsicht auf den Bergen wirkt wie eine Offenbarung irdischer Herrlichkeit.

Oben am Gotthard liegt in den schattigen Mulden erster Schnee, Vorbote des Winters. Die Winde sausen frostig und jach um die Felskämme, und allmählich schlummert letztes Sommerleben ein. Doch unten in den Tälern der Ebenen, unten, wo die Sonne noch immer jung und stark ist, da duftet und blüht es noch, als könnte es nimmer Winter werden.

Glutrote Rosen und dunkelbeblätterter Epheu ranken um verwitterte Mäuerlein, schwarzäugige Lazerten huschen durch dürres Gras und sonnen ihre schlanken, behenden Leiberchen wohlig und lichterfüllt, wie das köstliche Land um sie.

Die Dörfer, die Städte, weiß und anmutig, liegen an der Sonne, Rauch kräuselt blau, Glocken rufen hin und her und vermischen sich zu lieblichem Gesang.

Und noch weiter unten, da wo die erst engen Täler sich weiten, da wo wunderbare Seeaugen emporlächeln, webt ein Zauber, wie nie zuvor. Lugano, in Gärten gebettet, von Monte Bré und San Salvatore treu bewacht, breitet an muschelförmigem Golfe seine Schönheit aus, lächelt seinem Spiegelbild im Wasser zu, prunkt mit seinen Hotelpalästen, seinen kostbaren Kirchen, dem Schmucke der Quaianlagen und des Stadtparkes.

In den menschenerfüllten Gäßchen und Plätzen tummelt sich munter das südländische Volk, ein Lied in der Kehle, Frohmut im Blick der dunklen Augen. Denn, madonna santissima! Schön ist der Herbst, wenn er sein leuchtendes Rot, sein jauchzendes Gelb und flimmerndes Gold über alles ausschüttet, daß es glänzt wie Hochzeitsgeschmeide.

Im Kranze der Berge liegt der See, tiefblau, wundersam. An seinen Ufern träumen Gandria, das Dorf im Gestein, das malerische Felsennest mit Steintreppen, Laubenbögen, verschwiegenen Winkeln, wo der Lorbeer steht und die Olive ihr silberndes Blättergerank bis zum Seespiegel senkt. Morcotes hochragende Kirche reckt ihren Campanile zur Höhe, umgeben von den Steinen und Grabmälern des Friedhofs, überdacht vom Tessinerhimmel, der so klar und hoch ist wie eine unendliche Saphirschale.

Vom See aus, dem Mittelpunkt dieser Schönheit, schlängeln sich Täler bergan. Nach Cadro-Dino, nach Tesserete! Die Collina d'Oro, an dessen Fuße der Muzzanersee seine Wellen tändeln läßt, trägt auf ihrem fruchtbaren Rücken hübsche Dörfer, Landhäuser, Reben die Fülle, die nun bald vom Lachen der Winzer erschallen werden.

Lugano in seiner unvergleichlichen Bucht! Welch anziehender Ort! Tags sonnenerfüllt, farbenprächtig, belebt wie zu dauerndem Feste, nachts von einem strahlenden Diadem funkelnder Lichter umwoben, die sich halbkreisförmig von Berg zu Berg ziehen, und die schlafende Märchenstadt magisch erhellen.

Doch der Tessin hat Kleinodien die Menge. Von Bellinzona aus, dessen drei trutzige mittelalterliche Schlösser eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bilden, gelangt man in kurzer Zeit an die gesegneten Gestade des Lago Maggiore. Locarno, die Stadt der Camelien und des Friedenspaktes,